

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 101.

Berlin, Mittwoch den 23. August

1843.

Polen.

Die Polnische Volksdichtung und die Ukrainomanie.

Die Polnische Volksdichtung datirt vom ersten Auftreten Brodziński's, des Vorläufers und Genossen von Mickiewicz, der durch Erhebung seiner Waffe gegen die alte Klassizität der Kochanowsky und die klassisch seyn sollenden Panegyriken des 18ten Jahrhunderts der romantischen Schule und demnachst der nationalen Richtung den Sieg erringen half. Die aus dem frischen Leben der Geschichte aufsteigenden Bilder, die im Herzen des Volks sich regenden Wünsche und Klagen wurden nun das gesuchte und überschwängliche Material des Pyskers, der sich nicht mehr über die Gränzen Polens hinauswagte. Es galt, das eigene Volksleben, wie es seit Jahrhunderten gewesen, zu durchdringen, zu erkennen und zu besingen. Jedes geistige Symptom des Volkslebens wurde der Beobachtung werth gehalten, jeder Zug von Eigenthümlichkeit festgehalten und in die Schrift als ein historisches Denkmal verzeichnet; jede Thräne, jeder Seufzer des Volks schuf dem Sänger Begeisterung, jedes Sprüchwort, jede Fabel wurde der Vergessenheit sorgfältig entzogen; es wurde das Volk in Spiel und Tanz beobachtet und seine Natur und seine Lebensformen gezeichnet. Denn man hatte nun endlich erkannt, daß, wie schon Karpiński sagte, die Literatur nicht in der Nation, sondern neben der Nation herlaufe, wie ein verlassenes Kind, das die gebildete Welt über die Achsel anfaß und die ungebildete Masse als etwas Gefährbringendes fürchtete. Man erkannte, daß der Keim der Nationalität in seiner ungetrübten Reinheit sich nur im Herzen des sogenannten gemeinen Volkes rege, daß derselbe, in der intelligenteren Welt vermengt und gefärbt, dort sich nur mehr in seiner wahren Stärke offenbaren könne. So wurde das Volk durch einen plötzlichen Anstoß in die Literatur hineingezogen und wurde der notwendige Heerd derselben. In seinem Schoße erwachsen frische kräftige Produkte, die von Nachahmung und Verzerrung frei waren.

Gleichzeitig mit dem Erwachen der Volksliteratur entstand der Einfluß der Ukrainer Poesie, durch den die erste nationale Dichtung, Malczewski's „Maria“ hervorgerufen wurde. Sie wirkte mit einer elektrischen Macht auf den Geist des Volks und die Richtung der Literatur, wiewohl sie lange genug übersehen worden war. Nach ihrer Bekanntwerdung wurde sie das Muster der Form und des Inhalts und erlangte bis heute eine ungemeine Verbreitung. Sie wurde wiederholt in Polen, dann in Frankreich und England gedruckt, und es giebt keinen auch nur mittelmäßig gebildeten Landsmann Malczewski's, der aus dieser „Maria“ nicht ganze Episoden auswendig hersagen könnte. Der Stoff der Dichtung besteht aus acht nationalen Momenten: „In der Wojewodschaft Brailaw wohnt ein mächtiger Graf, dessen einziger Sohn „Waclaw“ die Tochter „Maria“ eines „Czesnik“ (Truchses), welcher ein schlichter Edelmann der alten Welt und Besizer von einem Dörfchen war, heiraten will. Der Graf verweigert lange seine Einwilligung zu dieser Ehe, läßt sich jedoch endlich durch die Bitten des Sohnes scheinbar zur Nachgiebigkeit bewegen. Er giebt indes dem Sohne auf, sich erst im Kampfe gegen die Tataren zu versuchen, damit er sich einer wackeren Braut würdig zeige. Dieses geschieht; Waclaw schließt sich mit seiner Mannschaft dem künftigen Schwiegervater an, und Beide ziehen in den Kampf gegen die ewigen Ruhestörer. Der Kampf endet glücklich; Waclaw eilt dem Schwiegervater voraus in die Arme der Liebe und findet seine Braut — im Sarge. Die alte Dienerschaft eröffnet ihm, die Braut sey durch eine Kullig-Gesellschaft ertränkt worden. Kullig ist nämlich eine Polnische Karnevals-Beleustigung, welche die ganze Umgegend irgend eines Orts in Masken-Anzügen veranstaltet, auf einen beliebigen Hof mit rauschender Musik hinführt und dort Wochen hindurch ihre Orgien feiert. Heute ist nur noch ein Schatten dieser Sitte übrig. Waclaw kehrt, schmerzgebeugt durch die Gewisheit, daß sein eigener Vater ihm so grausam die Braut getödtet, zum Tode an den Dniepr unter die Saporower, dem Asyl der Unglücklichen, zurück und stirbt unter den giftigen Pfeilen der Tataren, während Maria's Vater auf deren Grabe endet.“ — Eine tragische und wahre Geschichte. Malczewski schrieb sie in der Epoche seines tiefsten Schmerzes, einer unglücklichen Liebe. Sein trüber Lebenslauf führte nur dunkle Bilder vor seine Phantasie, und die ganze Ukraine hatte ihm eine finstere Färbung; daher sein Motto:

„Weite, öp'ge, leere Ukraine,
Frau, du trägst des Unglücks finstere Sterne.“

Malczewski hatte durch Welt- und Menschenkenntniß, die er in seiner militairischen Stellung, im Kriege und auf Reisen gesammelt hatte, seine

Phantasie bereichert und trug daneben in sich den reinen Kern eines tiefen Volksbewußtseyns. Er starb zu Warschau in Armut und Kummer, berühmt durch eine Dichtung von einigen hundert Versen.

Fast das Gegenstück Malczewski's bildete Jaleski, der durch seine heitere, sinnige Anschauung der Ukraine, woher er ebenfalls die Bilder für seine Dichtungen nahm, bald die allgemeinste Bewunderung erregte und sich den Namen des Steppensängers erwarb. Man sieht jedem seiner Bilder und Worte an, daß sie erlebt und wirklich sind, daß sie aus der Tiefe seiner Brust aufsteigen und eine Art von Leidenschaft athmen, welche notwendig ist, um Begeisterung hervorzurufen. Die Ukraine kann man nicht treu schildern, wenn man ihr nicht mit Geist und Blut angehört hat. Daher ist der Puschkinsche Mazepa, weil das Land, auf dessen Boden sich der Dichter versezt hatte, seiner Wirklichkeit zu fern lag, nur ein schwaches Bild historischer Ereignisse, vermischt mit Schilderungen von Land und Volk, welche keine eigene Anschauung verrathen. Puschkin stellt den Greis Mazepa an den Schluß seiner Geschichte und behandelt ihn als einen schwachen Haltpunkt historischer Ereignisse, als einen Mann, der sich überlebt hat und sich von dem Andenken seines früheren Heldenruhms nährt; wogegen der echt Ukrainische Mazepa ein kräftiger, sprühender Jüngling ist, der mit Lebensgefahr vom Hofe Johann Casimir's entflieht, um in Kämpfen und Drangsalen sich eine Geschichte zu schaffen. Die Ukraine mit ihren Charakteren ist ein durch und durch poetisches Land; seine Bewohner wurden noch unter Katharina von den civilisirten Bewohnern Petersburgs als ausländische Thiere bewundert. Das Volk ist freiheitsliebend, natürlich und moralisch, und diese Trinität giebt ihrer Poesie einen so unendlichen Reiz, daß selbst ein so kräftiger Dichter wie Gofzycynski nicht umbin konnte, die Ukraine zu feiern und aus ihr seinen Dichterstoff zu holen. — Schade nur, daß Gofzycynski und Jaleski, welche Beide in Paris unter den Polnischen Emigranten leben, die schädliche pietistische Richtung derselben theilen, und darum der Literatur früh absterben. Siemiński und die anderen Ukrainomanen werden die Abgestorbenen schwerlich ersetzen, wenn sie auch den besten Willen behalten.

Der Romanschreiber Czajkowski gehörte bisher seinem ganzen Wesen nach der Ukraine an, und gab die Bilder Gofzycynski's aus dessen zamek Kaniowski — „Schloß von Kaniow“, worin der Dichter die Elemente des Ukrainischen Romans niederlegt, in anderen Formen wieder. Czajkowski würde bei etwas mehr Erudition und Allseitigkeit ein Polnisch nationaler Schriftsteller seyn, während er nur für einen Ukrainischen Volksdichter zu halten ist. Die Ukraine ist sein eigenes fruchtbares Terrain, über dessen Gränzen er nur mit Gefahr der Verletzung seines Rufes geschritten ist. Czajkowski ist ein Krieger alter Art, der mit der Karabele in der Hand seine Figuren zeichnet; er ist dabei ein Pole mit allen Idiomen und Grimassen seiner Primat. Der höhere Ton der Gesellschaft ist ihm fremd, er hat nur eine individuelle Anschauung seines speziellen Terrains. Daher rührt die kalte Aufnahme Czajkowski's in der Deutschen Uebersetzung, wo die Färbung des Originals durch die Sprache verloren geht und die ihm kräftigen Bilder und Worte dem Deutschen an Mattheit und Trockenheit, das Ganze aber an Gedankenleerheit zu laboriren scheint. Czajkowski redet nicht die einfache Sprache unserer Romanschreiber; er spricht in den freilich zu oft wiederkehrenden Phrasen der Begeisterung: z. B. „Es krächzen die Raben, sie wittern den neuen Schmans und wegen die Schnäbel — das stolze Ross wirft kühn mit dem Genick, der klirrende Säbel schlägt an seine Seiten — die Büffel der Helme strahlen, die Lanzen blitzen und es erschallt der Ruf der Saporoger Schaar bis nach dem Kiefernwalde, wo das Echo an jeden Baum sich klammert und hurtig abspringt, um, nachdem es verflüdet den Rachedurst der Saporoger dem Balde, zurückzuführen zu der streitbaren Schaar und zu verhalten in den Tönen der kriegerischen Douka.“ — Diese langen Worte heißen kurz: „Der Zug der Saporoger setzt sich in Bewegung.“ Das erstemal gefallen diese Bilder, aber sie langweilen bei öfterer Wiederholung. Obgleich nun Czajkowski seine großen Mängel hat und, wie zu sehen, seit seinem Aufenthalt in Paris nur Bücher und zwar zahlreiche Bücher schreibt, um sein Leben zu fristen, so ist ihm doch ein ungemeiner Einfluß auf die Entwicklung einer nationalen Literatur nicht abzuspochen. Er hat ein neues Element in dieselbe hineingezogen, das in seinen Nachfolgern unbedingt fähigere Bearbeiter finden wird, nachdem es einmal durch eine Zahl von vielgelesenen und Mode gewordenen Schriften manifestirt worden ist. Auch Czajkowski hat leider heute zur Fahne des sehr um sich greifenden Mystizismus geschworen, und gerade von dieser Seite her droht

*) Finstere, Kosakische Kriegsklieder. —

der nationalen Literatur die größte Gefahr. Vielleicht, daß mit dem Verschwinden der Emigranten auch der Mystizismus für Polen verschwinden und bessere Elemente wiederum zum ungehörten Durchbruch gelangen würden. Im Lande selbst sind die Gefahren des Pietismus noch minder groß und äußern, wenn auch nicht aufs Familienleben, doch auf die Literatur, nur einen sehr geringen Einfluß. Die demokratischen Tendenzen der letzteren, welche heute überall durchschimmern, möchten vor jenem Rückschritt zu behüten im Stande seyn und dem Pietismus einen Damm entgegensetzen. Es herrscht in ganz Polen der Stolz, demokratische Gesinnungen auszusprechen, wenn sie auch bei diesem und jenem noch keine Wahrheit geworden sind; aber es wird allmählig wenigstens üblich, mit ihnen zu halten, und so dürften sie schwer wieder zu verdrängen seyn. Unter dem hohen Adel wird noch hin und wieder der Aristokratie das Wort geredet; wie aber solche Monstrositäten aufgenommen werden, zeigt uns ein Beispiel am Grafen Rzewuski, der unter dem Namen Jarosch Bejla schreibt und in seiner Populationalistik den Edelmann als von Geburt vor dem Bauern bevorzugt hinstellt. Seine Schrift wurde in Wolhynien und der Ukraine beispiellos vergriffen, der Verfasser derselben soll jedoch die physischen Kräfte der von ihm als gemein dargestellten Bauernlaste in einem Kampfe, der, wer weiß, aus welcher Veranlassung, hierüber entstand, so nachdrücklich erfahren haben, daß er aufhören wird, jene Grundsätze zu verbreiten.

Das Volkthum muß in Polen der Hebel des Nationalgefühls werden, und es ist deshalb unerläßliche Bedingung, daß man das Gefühl der Masse kenne, und daß sich eben dieses in gewissem Sinne geltend mache. Daher spielt das Volkslied eine so wichtige Rolle in der modernen Literatur, und gelehrte Männer bestimmen ihr ganzes Leben dazu, die einzeln zerstreuten Perlen, welche Produkte des Volksgeistes sind, als Lieder und Fabeln u. c., zu sammeln und auf die seidene Schnur zu ziehen, welche sichtbar und farblich durch die ganze Geschichte läuft. In Galizien, wo die Literatur gehemmt, und den Literaten gewissermaßen die Hände, mehr als in anderen Theilen des Polenthums, gebunden sind, ist Anhäufen der Materialien der Geschichte, Kompiliren und Sammeln, namentlich von Liedern aus allen Zeiten, fast die einzige literarische Thätigkeit. Es entstanden auf diese Weise reiche Bände von Volksliedern, deren freundliche Aufnahme den Beweis der neuen Richtung giebt.

Seinen moralischen Tendenzen nach ist Polen mit der Ukraine eng verwandt; sie sind auch äußerlich zusammenhängende Theile, da die Ukraine von Polen aus bevölkert wurde. Wenn daher das Ukrainische Element in der Polnischen Volksdichtung vorkommt, ist dies etwas ganz Natürliches, ein dem nationalen Wesen notwendiges Zeichen, das nur nicht als Sucht, Absicht oder Nachahmung erscheinen muß. Bei dem in Polen natürlich zu erklärenden allgemeinen Drange zur Dichtung wird unvermeidlich vieles Schlechte zu Tage gefördert, Vieles, was mit dem nationalen Bewußtseyn in keiner Beziehung steht; aber durch die öffentlichen Organe, als Zeitschriften und dgl., ist die Kritik stark genug und der Geschmack rein genug geworden, das Schlechte auszuscheiden und nur demjenigen die öffentliche Anerkennung zuzuwenden, was bleibend schön und treffend klingt und ein Echo der Brust jedes Einzelnen ist.

A. Mauritiuſ. *)

Guiana.

Robert H. Schomburgk's Entdeckungs-Reise im Britischen Guiana.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Tage fuhren wir an dem Maruwa oder Bohmana vorüber, der durch einige andere kleine Flüsse für Boote eine ununterbrochene Wasserstraße zwischen dem Barima und Waini darbietet, eine Reise, die die Indianer gewöhnlich in zwei Tagen zurücklegen. Etwas oberhalb der Vereinigungsstelle erheben sich auf beiden Ufern einige Hügel, die ersten, die ich seit dem Barima wieder sah. Der Barrau-Hauptling Clementi hat sich einen derselben zu seiner Residenz auserwählt und auf einem derselben eine ganz ansehnliche Hütte erbaut, die sich sowohl durch ihre Bauart als durch das freundliche Aeußere vorthellhaft vor den gewöhnlichen Indianerhütten auszeichnete. Als Nachahmung eines zweiten Stockwerks trug sie eine Gallerie.

Glücklichweise gelang es mir hier, den Himmel kurze Zeit unbewölkt zu finden, was, seit wir Cumaka verlassen, noch nicht der Fall gewesen, wonach Barima unter $7^{\circ} 50' 30''$ Norderbreite, und $59^{\circ} 43' 30''$ Westlänge liegt. Die Hügelkette selbst erstreckt sich von N. gegen S., und zwar N. 12° O. und S. 12° W. — Da die oberen Schichten der Hügel von Barima aus einem ocherhaltigen Thon bestehen, der vielfach mit Dammerde, Kieselstein und Sand untermischt ist, so müßte sich dieser Strich ganz vorzüglich zum Rassebau eignen; besonders, da die Menge verhärteter, eisenhaltiger Lehmblöcke die nöthige Fruchtbarkeit für eine gedeihliche Kultur sichern.

Der Curige bietet eine zweite Verbindungsstraße zwischen dem Maruwa und Waini dar, die aber nur von kleinen Booten benutzt werden kann. Ein anderer Zufluß des Barima, der Amiffi, ist dagegen an seiner Mündung bedeutender als der Barima selbst, obgleich seine Stromlänge nach der Angabe der Indianer nur kurz seyn soll. Die Ufer sind meist sumpfig, wie auch seine Strömung nur schwach ist.

*) Dessen in Polen nächstens erscheinende Schrift: „Polens Literatur und Kultur-Epöche seit dem neuesten Revolutionjahre“ wird etwas Ausführlicheres über das obige Thema enthalten.

Während der Regenzeiten erstrecken sich die Wirkungen der Fluth bis an diese Stelle; die Ufer scheinen mir jedoch durchaus ungeeignet zur Kultur, ja selbst die Barrau's, von denen frühere Reisende gefabelt, daß sie unmittelbar über dem Niveau des Wassers eine Art Plattform erbauen und ihre miserablen Wohnungen auf Stämme der Stapalmen errichteten, haben jetzt diese Stellen verlassen und sich höher gelegene Wohnplätze ausgewählt. Durch natürliche Kanäle steht auch der Amiffi mit dem Kaituma in Verbindung.

Seitdem wir Barima verlassen, hatte sich der Lauf des Barima mehr gegen SW. gewendet; die Ufer der Flüsse gewannen immer mehr an Höhe, wobei die dichten Mangrovebüsche und Palmen immer lichter und lichter wurden und einer mehr abwechselnden Vegetation wichen, wie mir auch meine Führer mittheilten, daß, wenn wir dem kleinen Fluß Jarumuku einen halben Tag aufwärts folgen wollten, wir hohe Berge und ausgebreitete Savannen treffen würden. Im Verlauf des Tages kamen wir an zwei andere Zuflüsse des Barima, dem Kruta und Pegua vorüber, von denen der letztere von Barrau's bewohnt wurde. Oberhalb dieser Zuflüsse verschmälerte sich der Barima bis auf 40 Yards, wobei seine Strömung im Verhältnis zugenommen, so daß wir nur langsam vorwärts rücken konnten. Da wir uns gerade mitten in der Regenzeit befanden, so waren seine Ufer bis zum Ueberfließen angefüllt und überragten das Niveau des Wasserspiegels kaum um einen Fuß. Statt der Palmen wurden sie jetzt von der prächtigen Mora umsäumt. Nach so verschiedenen Richtungen ich auch Guiana durchkreuzt bin, so habe ich doch diesen Baum noch nie in solcher Riesengröße gesehen, wie hier in den nächsten Umgebungen des Barima. Mehrmals wurden wir im Laufe des Tages irre geführt, wenn wir irgend eine scharfe Biegung des Flusses umfahren hatten, und nun eine längere Strecke des Flußbettes gerade vor uns liegen sahen, wo wir dann im Hintergrund bewaldete Hügel sich erheben glaubten, die wir immer bei unserer Annäherung als einzelne Mora-bäume von 130—150' Höhe erkannten. Die Wichtigkeit der Mora für den Schiffsbau hat sich in neuerer Zeit vollkommen herausgestellt, und an dem oberen Barima wächst sie in solcher Anzahl und von solcher Größe, daß die Britische Flotte allein aus der Bewaldung seiner Ufer neu erbaut werden könnte.

Es scheint, daß im Anfang dieses Jahrhunderts ein Weißer, wahrscheinlich ein Holländischer Ansiedler, bis zum Fluß Huena vorgedrungen ist, denn die Indianer zeigten uns den Ort, wo er Zucker gebaut hatte, und erzählten mir zugleich, daß jener auch einen Schooner und mehrere Boote besaß, mit denen er Holzhandel getrieben. Sie selbst nannten diese frühere Ansiedlung: „die letzte Wohnung des weißen Mannes.“

Am 19. Juli fuhren wir in den Caruwaba oder Caruawa, einen Nebenfluß des Barima, ein und landeten darauf bei einem Barrau-Dorfe. Während meines Aufenthaltes unter den Barrau's hatte ich viel von einem Spiel gehört, womit man sich gewöhnlich bei festlichen Gelegenheiten vergnügt; bis heute aber war ich noch nicht Augenzeuge desselben gewesen. Die Teilnehmer an demselben theilen sich in vier Parteien, zwei gegen zwei, wobei jeder Kämpfer, bemalt und mit dem buntesten Schmuck seines Stammes behängt, seine Stärke und Gewandtheit dadurch zu zeigen sucht, daß er seinen Gegner von einer bestimmten Stelle mit Hilfe der Paha, die man einem Schilde vergleichen kann, zu vertreiben sucht. Im Ganzen war es ein ziemlich unschuldiges Spiel, das aber jedenfalls ihren Gliedern eine gewisse Gewandtheit verlieh und mir zugleich die Muskelkraft und seinen Proportionen des Gliederbaues dieses Stammes auf das Vortheilhafteste zeigte. Die Ufer des Caruwaba mögen von etwa 200 Barrau's bewohnt werden.

Der Manari, ein Zufluß des Caruwaba, mit bedeutender Strömung, vereinigt sich etwa eine Meile oberhalb des Zusammenflusses des ersteren mit dem Barima. Auch dieser ist meistens von Barrau's bewohnt; nur etwa fünf Meilen weiter stromaufwärts befindet sich eine Niederlassung der Waika's, wo wir einige Tage zu halten beschloßen, da von hier unsere Landreise beginnen sollte. Von dem Dorfe sollte nämlich ein Pfad nach dem Barama und von diesem nach dem Euguni führen. Da unser großes Corial uns jetzt von keinem Nutzen mehr seyn konnte, so entschloß ich mich, dieses und ein zweites mit denen von meinen Begleitern nach Georgetown zurückzuschicken, die allem Anschein nach die Beschwerden einer solchen Landreise nicht ertragen haben würden. Das Dorf bestand aus fünf Indianerhütten, von denen man uns die größte zur Wohnung einräumte.

Die Unsauberkeit der Barrau's, sowohl an ihrer Person, als in ihren Hütten, habe ich schon früher erwähnt. Zeichnen sich nun auch schon die Arawaaks durch ihre Keimlichkeit und Sauberkeit höchst vorthellhaft vor den Barrau's aus, so werden erstere noch bei weitem von den Waikas übertroffen, und die Keimlichkeit ihrer Person, die Sauberkeit in allen ihren häuslichen Einrichtungen that mir wahrhaft wohl, nachdem ich nun schon Monate unter den Barrau's gelebt hatte. Die Waika's sind ohne Zweifel unter den Indianern der Küstengegenden der schönste Menschenschlag, da sie alle übrigen nicht allein an Stärke und Körperbau, sondern auch an Regelmäßigkeit der Gesichtsbildung weit übertreffen. Bei den Barrau's ist durchgehends Bigamie, oft sogar Polygamie einheimisch; nie aber habe ich weder diese noch jene unter den Waika's gefunden.

Die Umgebungen des Manari bekundeten die höchste Fruchtbarkeit; so fanden wir hier Zuckerrohr, welches das der Küste bei weitem übertraf, Indianisches Korn oder Mais, mit dem der der Küste gar nicht zu vergleichen war, und Bananenbüschel von 80—100 Pfd. Schwere. Die oberen Bodenschichten bestehen aus einem reichen Lehm, der mit Dammerde und Sand vermischt ist; und da dieser wieder auf Thon auflagert, so wird selbst in der trockensten Jahreszeit der Vegetation fortwährend hinlängliche Fruchtbarkeit erhalten. Da unsere Vorräthe an Proviant schon ziemlich aufgezehrt waren, und

wir wegen der Jahreszeit auch kaum hoffen konnten, diese unter den Indianern zu erneuern, so verabredete ich mit den Leuten, die jetzt nach Georgetown zurückzuführen, daß sie den Essequibo aufwärts fahren und von Barika Grove in einem Corial mit Proviant den Lauf des Cayuni aufwärts verfolgen sollten, um mit mir auf diesem zusammenzutreffen und uns so das zuzuführen, was wir wahrscheinlich nöthig haben würden.

Da mir viel daran lag, den Barima auch oberhalb seiner Katarakte kennen zu lernen, brach ich am 29. Juni von Manari in einem kleinen Kanoe auf, fuhr den Fluß Manari eine kleine Strecke abwärts und erreichte durch zwei jener natürlichen Verbindungs-Kanäle, den Gaima und Ataima, bald darauf den Barima. In Folge der unaufhörlichen Regengüsse war dieser über seine Ufer getreten, wobei seine Strömung in gleichem Maße zugenommen, und wir daher nur langsam vorwärts konnten. Nicht weit von dem Zusammenfluß des Manari mit dem Barima setzte uns ein üppig wucherndes Bambusfeld, von mehreren 100 Yards Umfang, in nicht geringes Erstaunen, in dessen Nähe wir ein Barrau-Dorf antrafen. Zwei seiner Bewohner hatten eben die letzte Hand an ein Kanoe aus einem Cedernbaum (*Leica altissima*) gelegt. Dieser Baum eignet sich ganz besonders zu solchem Zwecke und hat in Rücksicht seiner Dauerhaftigkeit, seines Geruchs und seiner rothen Färbung viel Aehnlichkeit mit der berühmten Bermuda-Edel.

(Fortsetzung folgt.)

Franreich.

Mythologie der Presse.

Die Revue des deux Mondes enthielt vor kurzem einen Aufsatz von Philarète Chales über die Anfänge der Presse. Dieser behandelt in drei Abschnitten zuerst die Erfindung der Buchdruckerkunst durch Gutenberg und ihre erste Ausübung durch Faust und Schöffer, stellt darauf verschiedene Sagen über ihre ersten Schicksale, vorzüglich über ihre Einführung in anderen Ländern oder gar über eine selbständige, von Gutenberg's Verdienst unabhängige Erfindung derselben bei anderen Völkern zusammen, und schildert endlich die rasche Verbreitung der neuen Kunst über ganz Europa und die Pflege und Vervollkommnung, welche ihr früh in Italien, vorzüglich durch Aldus Manutius, zu Theil ward. Der größere Theil der leicht und unterhaltend geschriebenen Abhandlung ist zu bekannt, als daß wir ihn hier wiederholen könnten; nur aus dem zweiten Abschnitte heben wir Folgendes hervor:

„Mainz steht in Flammen. Ein Erzbischof belagert es und ein Erzbischof verteidigt es. Die Soldaten Adolph's von Nassau übergeben es der Plünderung, und wie man an dem Plage, an dem einst das unterirdische Atelier des alten Faust gestanden hatte, die Trümmer durchwühlt, findet er all' die Geräte, mit welchen man die Bücher gezaubert hatte, die sich auf ihren Titeln selbst als Erzeugnisse magischer Künste anklagten; mitten unter ihnen lag Schöffer selbst erdrockelt. Nun zogen die Männer, die mit Faust im geheimen Bunde gestanden hatten, nach allen Richtungen aus; da ihre Kunst einmal offenkundig geworden war, so glaubten sie sich durch keinen Eid mehr gebunden. Alle Apofstel der Buchdruckerkunst, welche dieses neue Evangelium verkündigten, waren aus Faust's Werkstatt hervorgegangen. Mentelin ließ sich 1466 zu Straßburg nieder, Ulrich Zell 1467 zu Köln, Zainer 1468 zu Augsburg, Senfensmid 1470 zu Nürnberg, Michel 1474 zu Basel, Brändis 1475 zu Lübeck. Die ersten dreißig Buchdrucker, welche man kennt, waren sämmtlich Deutsche.

Die Geister waren vorbereitet, der Funke zündete, und binnen zwanzig Jahren, von 1466—1486, wuchsen sechsundachtzig Druckerien aus der Erde, welche den Leseburst, der plötzlich überall erwacht war, doch noch nicht befriedigen konnten. Wer nur im Allgemeinen von den Vorrichtungen dieser neuen Kunst gehört hatte, der versuchte selbst den Weg nachzugehen, auf dem Gutenberg zum Ziele gelangt war. So glückte es im Jahre 1472 dem Florentinischen Goldschmied Bernardo Cennini, mit Hilfe seiner Söhne Peter und Dominikus, eben so sauberen Druck zu liefern, wie er aus den Deutschen Offizinen hervorging, ohne daß der Italiäner in der Kunst war unterrichtet worden. Am Schluß seiner Ausgabe des Lebens der heiligen Katharina von Siena sagt er uns selbst: Unterstützt von meinem Sohne Dominikus, einem jungen Mann von sehr guten Sitten, habe ich Buchstaben in Kupfer geschnitten und in diese Pöhlungen bleierne gegossen, die mir zur Herstellung dieses Drucks gedient haben; mein Sohn Peter hat sie mit aller Sorgfalt, die in seinen Kräften stand, ausgefeilt und verbessert. Du siehst, lieber Leser, daß der alte Spruch noch wahr ist: Florentinis ingenium nil arduum.

Die Buchdruckerkunst ist vom Himmel gestiegen, sagte der Engländer Burges, Alles aber, was vom Himmel steigt, wird von Legenden umkleidet; die Buchdruckerkunst hat daher ihre Mythologie. England, Holland, Belgien und Italien haben ihre Phantasie angestrengt, um für die eigene Stirn einen Zweig von Gutenberg's Kranze zu rauben.

Unter Heinrich VI. von England war es, als die Buchdruckerkunst ihre erste Reise übers Meer machte. Der Erzbischof von Canterbury hatte dem Könige die neue Kunst gerühmt, die bisher nur in zwei Städten, in Mainz und Harlem, geübt wurde. Alsbald sandte der König einen Agenten aus, der den beiden Städten das Geheimniß entreißen sollte. Mainz und Harlem waren auf ihrer Hut; sie blickten auf jeden Fremden mit Argwohn, er möge ihren Schatz ihnen zu entwenden kommen, und sie hatten schon eine große Anzahl Verdächtiger eingekerkert. Der verkleidete Diplomat wagte daher nicht, in die Stadt zu gehen; doch durch die Vermittelung einer guten Kräuterkraut gelang es, einen von Coster's Arbeitern zu bestechen. Man überschüttete ihn mit Golde, und er schlich sich heimlich aus der Stadt, ungeachtet der

strengen Aufsicht der Wachen. Sobald man ihn in Händen hatte, nahm man ihn gefangen und führte ihn nach Oxford; hier mußte er unter verschlossenen Thüren arbeiten und wurde nicht freigelassen, bis er das ganze Geheimniß enthüllt hatte. So wurde die Presse in England heimisch. Dieser von England ewig zu ehrende Mann hieß Coster. Leider haben jedoch Middleton, Cotton und der Literarhistoriker d'Israeli die Quelle dieser Legende aufgedeckt. Sie ist ein Erzeugniß des politischen Servilismus. Unter Karl II., während jener Englischen Restauration, die sich so viel Unedles zu Schulden kommen ließ und Frankreich unter Ludwig XIV. so thöricht nachahmte, faßte ein Advokat des Königs, welcher die Englische Krone von den Unbequemlichkeiten befreien wollte, die ihr die Presse bereitete, einen der genialsten Entschlüsse, zu denen je ein Parteigänger seine Zusage genommen hat. Er wollte dem Könige ein Monopol für den Druck verschaffen; dann hätte die Macht sanft geschlummert, sie hätte Nichts drucken lassen, als was ihr geschmeichelt hätte. Doch worauf sollte man das neue Privilegium der Krone stützen? auf eine Anekdote. Atkins schuf den Agenten des Königs im funfzehnten Jahrhundert; sonach hatte der König die Druckerei in England eingeführt; sie war sein Eigenthum, er konnte sie ausheben oder beschränken, ganz wie es ihm beliebte, und jeder Buchdrucker durfte gehängt werden, nur weil er ein alleiniges Recht des Königs sich anmaßte.

Der große Mann von Harlem, noch heute der Stolz der Stadt, hieß Coster. Es ist nicht bestimmt, ob dieser große Mann je gelebt hat; gewaltige Autoritäten wie van Praet, Brunet, Renouard leugnen ihn entschieden, doch bei den Bürgern von Harlem ist der Glaube an ihn zum Fanatismus geworden, und man greift ihnen in die innerste Seele, wenn man Coster's Existenz bezweifelt. — Coster ging träumerisch in einem Birkenwalde spazieren. Die Wipfel seufzten über seinem Haupte, als ob sie ihm Etwas verkünden wollten und es nicht vermöchten. Er blickte um sich und sah, wie sich die Rinde von selbst von den Zweigen löste und sich zu Buchstaben rundete. So hat Gott der Herr durch einen seiner Auserwählten den Holländern selbst dies Geheimniß offenbart, das nachher von so unendlichen Folgen für die ganze Menschheit geworden ist. Hierauf kehrte Coster, oder Costar, der Bürger von Harlem, in die Stadt zurück, schnitt Buchstaben aus Buchenrinde, woher dieselben noch jetzt im Deutschen den Namen haben. Renouard zwar sagt, es sey unmöglich, Buchenrinde zu so feinen Charakteren zu zerschneiden, wie sie in den Büchern erscheinen, die man Coster zuschreibt, vorzüglich aber behauptet er, die Rinde zerbreche beim leisesten Druck; doch ich will kein Experiment mit derselben machen, denn wenn es mißlänge, so würde ich den unverföhnlichen Haß der Holländer auf mich laden. Genug, Coster druckte mit buchenen Stäben, und seine Bücher fanden allgemeinen Beifall. Doch unter seinen Arbeitern befand sich ein tüchtiger Deutscher, der Bruder Gutenberg's. Dieser gönnte den Holländern den Ruhm der Erfindung nicht; er machte sich daher einst in der Nacht mit Typen, Pressen und allem Handwerkszeug auf und eilte zu seinem Bruder nach Mainz. Hier setzten sie Coster's Kunst fort, und nun glaubte die Welt, Gutenberg habe sie erfunden. Diese Historie findet sich zuerst in einem Buche des Arztes Andreas Junius, das zur Ehre Hollands geschrieben ist; das Buch erschien hundertundfünfzig Jahre nach der Erfindung der Buchdruckerkunst, und des Verfassers Gewährsmann ist sein Großvater, der sich wiederum auf seinen Großvater berufen habe. Auf die Glaubwürdigkeit dieser beiden Großväter hin hat Harlem seinem unssterblichen Bürger eine Statue errichtet, hat ihn selbst zum Unsterblichen gemacht, und wenn die Welt aus Neid der Stadt ihren Ruhm freitig machen will, so tröste sie sich mit dem Bewußtseyn ihres Verdienstes. Ich sehe hier durchaus nichts Böses.

Auch Bamberg hat seine Legende von einer selbständigen Auffindung der Gutenberg'schen Kunst. Eben so sucht Antwerpen das Drucken von Spielkarten, das man schon früh daselbst verstand, mit der Buchdruckerkunst zu vermischen und sich so den Ruhm der Erfindung anzueignen.

Wie Coster zu Harlem, so besaß Gutenberg zu Mainz seine Statue; daß er als Handwerksmann gekleidet ist, beruht auf einem Versehen des großen Thorwaldsen, Gutenberg war ein Edelmann. Schöffer, der vielmehr ein glücklicher Abenteurer als ein großer Mann scheint, hat sein Standbild zu Gernsheim. Schöffer's Hauptverdienst besteht darin, daß er sich die Liebe der Christina Justin erwarb, daß er Faust's Schwiegersohn wurde, und daß er eine schöne Hand schrieb und Gutenberg daher die Modelle zu den ersten Buchstaben vorzeichnen konnte. Man zeigt noch jetzt zu Straßburg Manuskripte von ihm, die sich durch Schönheit der Charaktere auszeichnen. Fügt man nun das Standbild von Jansen zu Antwerpen, von Mentelin zu Straßburg, von Coster zu Oxford und von Cennini zu Florenz hinzu, so erhält man sieben Statuen, die Nichts beweisen, als daß die Völker, denen man den Mißbrauch der Presse so oft vorgeworfen hat, die hohe Bedeutung derselben doch von Anfang wohl erkannt haben und sich darum gern einen Theil des Ruhmes zueignen hätten.

Doch Niemand in Europa stritt sich über den Erfinder der neuen Kunst; man ließ den einzelnen Städten ihren Patriotismus und dachte nur daran, die Früchte der Kunst zu genießen. So flog dieselbe mit Blitzgeschwindigkeit von Lande zu Lande und erfuhr besonders zu Venedig, im Atelier des Aldus Manutius, die freundlichste Aufnahme. Der Kardinal Bembo übte großen Einfluß auf Lukrezia Borgia, die berühmte und furchtbare Frau, die an Geist eben so reich gewesen seyn soll, wie sie es an Lastern war; auf des Kardinals Veranlassung kam sie eines Tages zu Manutius in die Werkstatt und sagte: Fahrt mutbig mit eurem Unternehmen fort, ich bede alle Kosten desselben; wenn ich auch sterben muß, so will ich doch nach meinem Tode noch nützlich seyn. Man findet es daher natürlich, wenn der Ruf der Familie

Borgia bald durch die junge Presse in alle Welt verbreitet wurde, und wenn besonders Lukrezia, die schöne, die geistvolle, die hochherzige, die weise, die zart und vor Allem die keusche, vergöttert wurde. Dies war die erste Sünde, welche die Presse auf sich lud; und es ist vielleicht nur ein Zeichen des bleibenden Dankgefühls für Lukrezia Borgia, wenn sie sich noch heute so oft auf derselben Fährte treffen läßt, die sie aus Verehrung für diese ihre große Gönnerin zuerst betrat."

Mannigfaltiges.

— Die Königl. Bibliothek neben dem feurigen Nachbar. Die Rettung der Berliner Königl. Bibliothek von dem sie so nahe berührenden Untergange muß als eine besondere Gnade Gottes betrachtet werden, der hier seine Heiligthümer auf wunderbare Weise schützte, indem er die Wächter derselben zu rechter Zeit versammelte und ihren hingebenden Eifer mit Erfolg belohnte. Die große Gefahr für die unerseßlichen Schätze der Bibliothek war noch durch den besonderen Umstand erhöht, daß gerade die dem feindlichen Elemente zugekehrte Hauptseite des Gebäudes von zündlichen Gerüstwerken und Bretterwänden umgittert war, die, bei ihrer Dürre und dem Oepnhaufe um viele Ellen näher gerückt, das Feuer gewissermaßen herausforderten. Der Wind wehte nach dieser Seite hin und überschüttete die Bibliothek mit ganzen Ladungen von glühenden Kohlen und brennenden Splintern, und hätte nur ein einziges dieser Geschosse seinen Weg in die Bücherfäle gefunden, es wäre die Rettung vielleicht undenkbar gewesen, da Bücher und trockene Repositorien die geeignetsten Stoffe sind, Feuer zu fangen und fortzupflanzen. Und hier ist, selbst wenn man des verheerenden Elementes durch Löschmittel Meister geworden ist, nur ein sehr beschränkter Trost, da das rettende Wasser die Bücher nur unter der Bedingung, sie selber theilweise zu zerstören, dem Gegner entreißt. Aber im Bewußtseyn der großen Gefahr war auch Alles aufgeboten worden, ihr zu begegnen. Kaum sprühten die ersten Hunken, als schon die Beamten und Diener der Bibliothek versammelt waren. Keiner fehlte! Alle eilten (manche von den entferntesten Stadttheilen, einer sogar vom Lande) herbei, als gelte es, das väterliche Haus zu verteidigen, und selbst der alte, von ehrenvollen Wunden aus dem Befreiungskampfe fast gelähmte L. stand auf seinem Ehrenposten. Aber hatten auch die Beamten das Vorrecht des Eifers und der Sorgfalt, so blieben sie doch nicht allein in der Theilnahme und der Besorglichkeit für das großartige Institut. Hunderte von Gelehrten stürzten herbei, mit Zeichen des Schreckens und der Furcht im Gesichte, als wäre ihr unerseßbares Eigenthum bedroht, und suchten Eingang, um ihre Hülfleistung im Gebrauchsfall anzubieten; ja selbst ein großer Theil der bürgerlichen Menge schien mit unerschütterlicher Gleichgültigkeit auf den zusammenstürzenden Kunstempel zu blicken, dagegen mit Angst und Bekümmerniß auf den Ort zu sehen, wo die Denkmäler des Wissens vom grauen Alterthum bis auf unsere Zeit gesammelt sind. Ja, Viele sprachen es aus, daß es sich auf der einen Seite nur um den Verlust von Thälern, auf der anderen um den von unwiederbringlichen Schätzen handle! Es ist ein Triumph der Wissenschaft, ja ein Triumph der in Berlin so allgemein gewordenen Bildung, daß der schlechteste Bürger die Größe des reinen Werthes zu messen weiß, der mit einem solchen Institute verknüpft ist. Aber die Berliner Bibliothek ist auch solcher allgemeinen Theilnahme vor allen anderen würdig; denn keine Bibliothek in der Welt, selbst die viel reicheren Französischen und Englischen nicht, unterstützt so wahrhaft liberal den ernstlichen Gelehrten, und keine in der Welt stiftet, in Verbindung mit dem wissenschaftlichen Sinn ihrer Benutzer, so viel Gutes!

Gott hat diesmal die in ihrer Art einzigen Schätze geschirmt und die Freunde der Wissenschaft nicht in Trauer versezt. Jedoch die Gefahr kann sich einst einen Ort oder eine Zeit wählen, wo man ihr nicht so kräftig begegnet, und es mag daher nicht für zudringlich und ungerufen gelten, wenn wir eine allgemeine Betrachtung anstellen, die mittelbar auf einen Weg zur Verminderung kommender Gefahr leiten könnte.

In der schauerlichen Nacht, als eben die äußerste Gefahr beseitigt war, glaubten wir, es müsse sich eben jetzt die Nothwendigkeit recht fühlbar gemacht haben, die Gegenstände der Sorgfalt und Bewachung zu beschränken, mit einem Worte, bei Anschaffung der Bücher nach einem Grundsatze zu verfahren, der den schnellen und ungemäßigten Zuwachs verhindert. Dies klingt paradox; aber ich rufe meinem Leser, wie Themistokles seinem Lacedämonischen Schläger zu: „Lache, aber höre!“ Man hört so oft, bald mit Recht, bald mit Unrecht, Klagen über die Lücken der öffentlichen Bibliotheken; die Klage über den Ueberschuß wäre in vieler Rücksicht gegründet. Schon vor einigen Jahren hat Dr. Sybel in der Allg. Preuß. Staats-Zeitung den Vorschlag gemacht, die Königl. Bibliothek möge dem Wertlosen ihre Räume stets verschließen. Wir gehen viel weiter und sagen, sie möge auch dem Wertvollen keine Aufnahme gönnen, wenn es nicht für die Wissenschaft nothwendig und wenn es sonst leicht zugänglich ist. Wir haben weder das Recht, noch ist hier der geeignete Ort, diese These ausführlich zu behandeln, und wir wollen daher lieber gleich mit einigen Beispielen wirken: Ist, fragen wir, eine Anstalt, die das Hervorrufen, Befördern und Unterstügen gelehrter Untersuchung zur Aufgabe hat, verpflichtet, dem angehenden oder vorgerückten Philologen eine Schul-Grammatik von Buttman, Jumpt

oder Gesenius zu liefern? Darf der Geschichtsfreund Beder, Böttiger und Roittek von ihr verlangen? Ist sie schuldig, für den Leseschmarozer die Walter Scott, Byron und Bulwer zu halten? Diese Art von Büchern, so vortreflich sie auch an sich sind, bieten sich überall dar, sind im Buchladen oder in der Leihbibliothek zu haben, und sind mehr das Befriedigungsmittel der Erholungssucht und das Hülfsmittel des Schülers, als die Quelle des Gelehrten. Und dennoch überladen sich die Bibliotheken, welche ihrer Bestimmung nach für Letztere sorgen sollen, mit Schulbüchern und Romanen und verschwenden drei Viertel des jährlichen Etats an dieselben durch den nothwendigen Dienst, Lokalitäten, Einband, Kataloge u., während für werthvolle alte Bücher und wissenschaftliche neue, die weniger zugänglich sind, keine hinreichende Mittel bleiben.

So stellt sich das bisherige Verfahren heraus, wenn Alles in seiner glücklichen Regelmäßigkeit fortschreitet, wenn kein außerordentliches Ereigniß zu außerordentlichen Maßnahmen zwingt. Aber wie empfindlich kann sich die Anhäufung selbst guter, nicht ganz für den Bibliothekszweck nothwendiger Bücher rächen, wenn ein Fall, wie der vom 18. August eintritt! Gesezt, die Flammen, welche die Säle schon durchleuchteten und durchwärmten, hätten sich Eingang erzwungen, wären diese guten überflüssigen Bücher nicht ein Feuerstoff und ein Hinderniß der Rettung für die kostbarsten sowohl handschriftlichen als gedruckten Schätze geworden? Wie könnte man in solcher Stunde das Gute vom Schlechten und das Bessere vom Guten anscheiden? Hätten nicht die Bibel, deren sich Luther bediente, und die schönsten Inkunabeln es büßen müssen, daß sie zur Nachbarschaft neuerer exegetischen Handbücher verdammt sind, die zum kleinen Theil vortreflich, zum größeren Theil Ausgebirten der Gelschneidekunst genannt werden müssen! Von einer halben Million Bücher würden 400,000 gute und schlechte die Ursache gewesen seyn, daß 100,000 unentbehrliche und unerseßliche vernichtet worden wären. 21.

— Lamartine über Napoleon. Herr von Lamartine spricht in einem in der Revue Indépendante abgedruckten Sendschreiben an Herrn Chayuss-Montlaville, welches die beste Art der Ausarbeitung historischer Volksbücher zum Gegenstande hat, eine bemerkenswerthe Ansicht über Napoleon aus, die, wenn sie auch heutzutage in Frankreich noch auf viele Gegner stößt, doch gewiß einmal die Grundlage der allgemeinen Beurtheilung jenes nur allzusehr vergötterten glücklichen Soldaten bilden wird. Nachdem Hr. v. Lamartine nämlich den Zustand Frankreichs geschildert, das unter dem Direktorium von den Ausschweifungen des revolutionären Terrorismus aufgeathmet und im Begriffe gewesen sey, die in so vielen schweren Kämpfen gesuchte politische Freiheit für sich zu realisiren, fährt er fort: „Da tritt ein Mann auf, dem die Regierung des Landes ein Heer anvertraut hat, um sie gegen die Faction zu verteidigen, und der aus diesem Heere selbst eine der Regierung feindliche militairische Faction macht. Dieser Mann hemmt die revolutionaire Bewegung gerade in dem Augenblicke, wo sie aufhört, eine krampfhaft zu seyn, um schöpferisch zu werden. Er macht sich zur Reaction gegen die Freiheit, welche schon angefangen hatte, in sich selbst Halt und Maß zu finden. Er sucht Waffen in jeder Neue, jedem Hass, jeder Abtrünnigkeit, welche alle Revolutionen hinter sich zurücklassen; er zerschmettert die aufkeimende Freiheit mit den Trümmern der Dinge, die sie umgestürzt hatte, um sich Luft zu machen; er stellt das alte Regiment mit Namen und Dingen von gestern wieder her; er drängt die Presse bis zur Censur zurück und macht, daß die Rednerbühne verstummt; er verlegt den Grundsatz der Gleichheit durch die Errichtung eines plebejischen Adels; er setzt die Staatsgefängnisse an die Stelle der Freiheit und er zerstört die philosophische und kirchliche Unabhängigkeit, indem er ein Konkordat abschließt und eine Staatsreligion als Regierungswerkzeug einführt, ja indem er sich, wie die alten Könige, krönen und salben läßt, dabei aber den Papst verfolgt und gefangen hält. Er zerstört in ganz Europa das friedliche Leuchten der Französischen Ideen und die Vorliebe für dieselben, auf daß die verhassten Waffen der Gewalt und der Eroberung in vollem Glanz erscheinen. Und was ist der endliche Erfolg dieses Drama's, das nur von einem einzigen Schauspieler aufgeführt wird und das an die Stelle des großen nationalen und europäischen Drama's getreten, welches die geregelte Revolution, wenn man sie sich selbst überlassen hätte, entfaltet haben würde? Wir haben einen Namen mehr in der Geschichte, aber dafür ist Europa zweimal in Paris gewesen; die Grenzen Frankreichs sind durch den Argwohn des uns entfremdeten Occidentis verengert; England verwirklicht, ohne auf einen Nebenbuhler zu stoßen, die Herrschaft der Meere, und in Frankreich selbst sind die Aufklärung und die Freiheit durch diese Periode des Ruhmes auf lange Zeit verzögert, so daß sie vielleicht eines Jahrhunderts bedürfen, um den an Einem Tage verlorenen Boden wieder zu gewinnen. . . . Wenn man mit Ruhe und Besonnenheit nach dem verborgenen Sinne der Ereignisse forscht, so wird man überall und allezeit zu dem Ergebnisse gelangen, daß der Ruhm und sogar der Patriotismus, wenn sie nicht mit der allgemeinen Sittlichkeit Hand in Hand gehen, unfruchtbar bleiben für die Nation und für das Fortschreiten des Menschengeschlechts, und daß es mit Einem Worte keinen Ruhm im Widerspruche mit dem Rechte, keinen Patriotismus im Widerspruche mit dem Interesse der Menschheit und keinen Erfolg im Widerspruche mit der Pflicht giebt.“

*) Erst nach 200 Jahren, wenn sie Gegenstand der Antiquität geworden sind, mag es Pflicht der Bibliothek seyn, sie anzuschaffen.